

Cimitero degli Allori bei Florenz

Autor(en): **Keller, H.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 44

PDF erstellt am: **17.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647030>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

tätigkeit offenbar auch in der Druckerei an die Hand ging und gewissermaßen als „Reichsverweser“ für den abwesenden Sohn die Offizin verwaltete. (Schluß folgt.)

Im Spätherbst des Lebens.

Skizze von J. Stoll. (Nachdruck verboten.)

Es war ein sonniger Herbsttag. Ein goldener Strahl glitt durchs Fenster und zitterte auf dem grauen Scheitel des alten Mädchens, das die verblühte Wange an den Fensterriegel gelehnt, trozig hinaus sah.

„Fast lange auf dich warten lassen, Heinrich Brenner“, sagte sie bitter, und wandte ihm noch immer den Rücken.

Der alte Mann, der an der Türe stand, senkte den Kopf noch tiefer.

„Kannst immer noch nicht vergessen, Elisabeth?“ fragte er traurig.

„Ich... vergessen...?“ Sie lachte schrill und höhnisch auf. „Nein, nein, Heinrich Brenner“, rief sie erregt, „ich habe nicht vergessen“ — und sie dachte an die langen, grauen Jahre, ihr armseliges, freudloses Leben, das hinter ihr lag. Und er war schuld daran, der jetzt nach vierzig Jahren wieder vor ihr stand.

Er reckte etwas seine müde, schlotttrige Gestalt. Die verbläuten, glanzlosen Augen glitten unsicher zu dem Mädchen am Fenster hin. Ein heißes Mitleid kam über den Mann. Hatte sie vielleicht noch mehr gelitten in ihrer Einsamkeit als er draußen im Sturme des Lebens?

„Elisabeth“, sagte er, und seine zitternde Stimme fiel zum Flüstern herab. „Ich habe so schwer gebüht, glaub mir's; du weißt, ich fand kein Glück bei der andern — wir verstanden uns nicht — jetzt ist sie längst tot...“

Wie Lächeln huschte es einen Moment über ihr Gesicht — ja, ja, sie wußte es, es war ihr Trost, ein Lichtstrahl gewesen in ihren grauen Alltag, daß er sein Glück nicht gefunden...

„Laß die Vergangenheit ruhen“, fuhr er bittend fort, „es ändert heute nichts mehr. Sieh, Elisabeth, als ein Reuiger steh ich heute vor dir und zugleich als ein Bittender; ich möchte etwas Großes, Heiliges von dir...“

„Ich bin ein alter, gebrochener Mann, gebrochen an Leib und Seele. Du weißt, meine einzige Tochter ist tot, ihr Mann flüchtig, ein Ehrloser. Ich bin ruiniert — doch blieb mir etwas, der beiden Kind, ein liebes, süßes Enkelkind — mein Sonnenschein...“ Er schwieg. Die Erinnerung an das kleine Wesen hatte den Alten für Momente um Jahre verjüngt, seine Augen belebten sich, sein Leib ward straffer.

Sie stand noch immer abgewandt. Sie verstand und hörte nur das eine: Er hatte noch etwas, ihm gehörte noch etwas Liebes, Warmes... sie aber hatte nichts... Wie Reid troch's ihr ans Herz.

Eindringlich, leidenschaftlich fuhr er fort: „Das Kind hat keine Mutter mehr, keinen Vater, sein Großvater ist alt, müde, zum Sterben reif... ich kann das Kind nicht behalten — da hab' ich an dich gedacht, Elisabeth, weißt, ein wenig Sonnenschein gäb es vielleicht noch für uns beide — im Spätherbste unseres Lebens...“

Sein trübes Auge hing an ihr, ängstlich, flehend... Zum ersten Male wandte sich das alte Mädchen ihm zu. Abwehrend hielt sie ihm die Hände entgegen und rief:

„Heinrich, wir beide haben keine Gemeinschaft mehr.“

Seine Gestalt kniete wieder in sich zusammen. Sie betrachtete ihn zum ersten Male. Sie sah seine welken Züge, in denen so viel Leid geschrieben stand, sie sah die schlaffe, zusammengesunkene Gestalt — — — Und sie sah einen jungen, hoffnungsvollen Mann neben ihm. Es war vor vierzig Jahren. Da blaute eine Sommernacht. Sie hing an seinem Arme, liebestrunken, das Herz voll Glück, zum letzten Male; denn er nahm Abschied. Aber er würde wiederkehren zu seinem treuen Lieb — —

Sie wartete und wartete, geduldig, lange.

Er kam zurück und mit ihm sein junges, schönes Weib...

— Jetzt war's vorbei, vierzig Jahre sind eine lange Zeit.

Noch immer stand der alte Mann. Er atmete schwer; so bestimmt hatte er auf die Erfüllung seiner Bitte gehofft. Er trat an Elisabeth heran. „Lisbeth“, bat er weich, „Lisbethen, du habtest mich doch einst so lieb...“

Da lief ein Zucken durch ihren Leib, sie sank auf einen Stuhl, schlug die Hände vors Gesicht und weinte, weinte milde, versöhnende Tränen.

Erschüttert stand er. Er wußte, er hatte gewonnen. Voll heißer Dankbarkeit hätte er vor ihr niederknien mögen, vor ihr, der er alles genommen: Liebe, Jugend, Hoffnung. Elisabeth stand auf. Sie reichte dem Manne die Hand und sagte:

„Heinrich, dein Enkelkind soll eine Mutter haben.“

Er wollte sprechen, ihr danken, aber alle Worte schienen ihm zu gering.

So ging er.

Draußen verglomm der letzte Sonnenstrahl. — —

Ein Herbststurm fegte über das Land. Die letzten Blätter brach er von den Bäumen. Einige Ästern und Rosen hingen verblüht an ihren Stengeln.

* * *

Elisabeth saß an einem Kinderbettchen. Sie sah dieses Jahr nichts von dem trostlosen Bilde des Spätherbstes. In ihrem Herzen glomm ein Flämmchen, das größer und größer wurde und ihr ganzes Sein erwärmte. Sie hatte die Hände gefaltet und sah auf das Kind nieder, das mit geröteten Wangen in den weißen Rissen ruhte.

Sie beugte den Kopf tiefer und tiefer und ihre Lippen drückten einen innigen Kuß auf das rosige Gesichtlein. „Du, mein liebes, süßes Kind“, flüsterte sie zärtlich. Und als sie die Augen hob, da lag ein großes, wenn auch spätes Glück darin.

Cimitero degli Allori bei Florenz.

Ein Oktobermorgen auf dem protestantischen Friedhof von Florenz! Tiefe Stille herrscht hier draußen in dem Tal der Toten. Wie von weither nur dringt hie und da ein Ton der Welt herein; von einem Auto oder Tram, das vorüber gegen die Certosa hastet.

Zypressen, düstre, ernste, hüten streng den ewigen Schlaf der Müden hier. Hoch und schlank wachsen sie hinein in die blaue Unendlichkeit des Himmels.

Ein Küstchen streichelt sanft die Trauerweiden. Leise, zärtlich singen ihre Zweige ein liebes, altes Schlummerlied.

Tiefe Glockentöne zittern durch die Luft, mischen mit dem blauen feinen Herbstdunst sich und weben so zusammen ein großes, seligbanges Heimweh: des Herbstes Gabe an das Menschenherz. —

Trunken vor Sonnenseligkeit — nach kalten Tagen — gaukeln Schmetterlinge leicht vorüber, im Vorübergehen zart und scheu die Blumen küssend. Mücklein tanzen in der Luft und freuen sich auch des warmen, frohen Lebens.

Blumen — flammenrote Begonien, weiße, rote Rosen, heimatische Geranien — leuchten Leben in die weiße, stille Gräberstadt. Dazwischen streut die blaue Vanille ihren feinen Duft. Efeu, immergrünes, du zeugst von Hoffnung, die nimmer stirbt. Und Lorbeer kündet von Arbeit und Wert und Ruhm der Selig-Schlafenden. —

Schrill tönt die Pförtnerglocke in den tiefen Frieden hier herein. Ist's Besuch, der einem Toten gilt? Von ferner Heimat her?

Da wird ein frisches Grab geschaufelt. Für einen, der Florenzens Herrlichkeit genießend, plötzlich abgerufen wurde? Für einen, der unter Italiens blauem Wunderhimmel Heilung suchte?

„Non omnis moriar.“ So steht auf Bödlins Ruhestatt. Zwei graue, ernste Sandsteinsplatten decken ihn und seine Gattin. Kein grünes Reislein auf dem Grabe selbst.

Doch ringsum Palmen und Lorbeeren. Und eine weiße Säule hütet den Schummer des Großen. Dunkle Zypressen auch stehen da als ernste, gewaltige Wächterinnen. Insel der Toten! Bödlins Grab ein zum Leben gewordenes Bödlinbild selbst, von ergreifender, ruhiger Schönheit. —

Weiter vorn schläft Karl Stauffer. „Hier liegt gebrochen nach schwerem Kampf Karl Stauffer, Bern.“ Mir wird's ganz wohl zu wissen, daß sein heißes, armes, wildes Herz hier Ruhe gefunden hat unter diesem kalten Granitstein. Die wilde Isis im fernen Emmental hat ihm einst das Wiegenlied gesungen, und die Zypressen von Florenz — von Florenz, das ihm so weh getan und das er doch so heiß geliebt — rauschen nun ein ewiges Schummerlied dem großen, müden Bernerkinde.

Ein Lorbeer auf dem Grab verkündet sein herrliches Schaffen, und rote Rosen sagen, daß viele, viele Menschen seiner in Verehrung und Liebe gedenken.

Da! durch das grüne Efeu huscht flink ein goldschillernd Eidechselein, sich wärmend an der lieben Sonne.

Ueber alle, die hier ruhen im protestantischen Friedhof bei Florenz — ob klein, ob groß — spannt der Himmel seine wunderbar blaue Seide, und der Herbst flammt seine lebendigen Farben in das stille, weiße Reich hinein, und edle Zypressen bewachen mütterlich den tiefen Schlaf der Toten.

H. Keller.

Die Gruft des Grauens in Bordeaux.

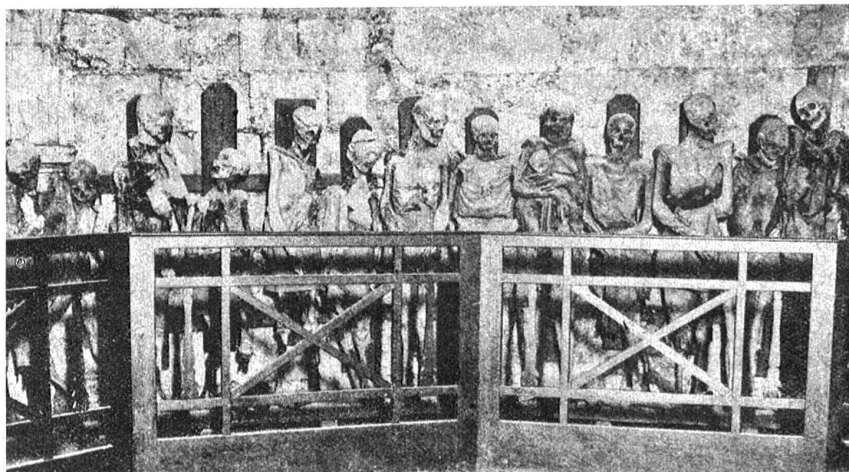
Ein Reise-Erlebnis von W. M.

Die wenigen Vergnügungsreisenden, die heute Bordeaux besuchen, haben die Sehenswürdigkeiten dieser alten Handels- und Hafenstadt bald gesehen. Als besonders sehenswert sind zu erwähnen: Die große Steinbrücke über die Garonne, das Grand Théâtre, das Denkmal der Girondisten, das Münster, der alte Glockenturm, die Hafen- und Quaianlagen und nicht zuletzt die Gruft im Turm von St. Michel.

Als ich auf meiner Droschkenfahrt durch die Stadt bei dem erwähnten Turm vorbeikam, empfahl mir der Kutscher, in die darin befindliche Gruft hinunterzusteigen. Ich hatte wenig Lust, dieser Empfehlung zu entsprechen, da ich glaubte, es handle sich um eine Gruft mit Steinsärgen, wie sie beispielsweise in Paris im Panthéon zu sehen ist. Auf die wiederholte Versicherung, daß es sich um keine Sarkophage, sondern um momies (Mumien) handle und daß ich sicher etwas Ähnliches noch nicht gesehen habe, entschloß ich mich, die Totengruft zu besichtigen.

Obwohl die eigentliche Besuchszeit noch nicht herangerückt war, erklärte sich die zufällig anwesende Führerin, eine freundliche Greisin, sofort bereit, mir die Gruft zu zeigen. Nachdem die alte Dame zu diesem Zweck eine Petrolampe angezündet hatte, öffnete sie den Zugang zur Gruft und beleuchtete, mir vorangehend, die Treppenstufen, denn schon von der zweiten Stufe ab umfing uns stockdunkle Nacht.

Unten angekommen, erhob meine Führerin die Lampe und ich erblickte zunächst zwei aufrecht an der Wand stehende eingetrodnete Leichname. Die Haut an diesen beiden Leichen ist größtenteils noch vorhanden, aber zu einer lederartigen Masse eingetrodnet; bei der einen Leiche ist der Unterarmknochen freigelegt und die Führerin klopfte ihn, um mir zu zeigen, daß es sich um eine echte Mumie handle. Hierauf erklärte mir die alte Dame etwa folgendes:



Cotengruft im Turm von St. Michel in Bordeaux.

„In dieser Gruft, mein Herr, sind, wie Sie sehen werden, zirka 70 ähnliche Leichname an der Wand aufgestellt. Diese Leichen wurden vor 125 Jahren in dem Friedhof, der damals den Turm umgeben hat, ausgegraben und man vermutet, daß sie in kalkhaltiger Erde bestattet waren, was eine Verwesung der Haut verhindert hat.“

Nach dieser kurzen Erklärung bot sich mir beim Weitergehen ein schauriger Anblick dar: Zunächst stand da eine vierköpfige Familie, die an Pilzvergiftung gestorben ist. Die Schmerzen, die diese Leute im Todeskampf ausgestanden haben, sind noch deutlich auf den Gesichtern zu lesen. Als Kuriosum unter den zehn nächsten Mumien wurde die „Negresse“ erwähnt, ein weiblicher Leichnam mit schwarzer Haut. Man vermutet zwar, daß es sich nicht um eine Negerin handelt; möglicherweise ist diese Frau an einer pestartigen Krankheit gestorben.

Hierauf kamen wir zum sogenannten „Portefair“ (Lastträger). Nach der Ueberlieferung soll dieser Mann eine Wette eingegangen sein, wonach er imstande sei, eine Last von mehr als 10 Doppelzentnern eine bestimmte Strecke weit zu tragen. Der Portefair gewann die Wette; er starb aber kurz nachher, da ihm unter der ungeheuren Last der Bauch geplatzt war. Die Führerin machte mich noch speziell darauf aufmerksam, daß die Haut dieses Mannes mindestens doppelt so dick ist, als diejenige der andern Leichen.

Das Gräßlichste in dieser grauenhaften Gruft ist jedoch ein 10–12jähriger Knabe, der lebendig begraben worden ist. Aus Verzweiflung hat er sich die rechte Körperseite zum Teil aufgerissen und die Fingernägel sind tief in die hohle Hand verkrampft. Am Hals sind die Adern dick aufgeschwollen und es ist fürchterlich, noch nach Jahrhunderten sehen zu müssen, wie dieser arme Knabe im Todeskampf geschrien und, der Körperlage nach zu schließen, die größten Anstrengungen gemacht hat, um den Dedel des Sarges zu sprengen. Ich glaube, jeder Gegner der Kremation würde beim Anblick dieses unbeschreiblichen Ausdrucks menschlicher Leiden seine Meinung ändern.

Als weitere Kuriositäten im Kreise dieser unheimlichen Gesellschaft seien noch erwähnt: Ein Priester, dessen Kleid zum Teil noch erhalten ist, eine Mutter mit ihrem Kind, eine kleine Alte, die noch ihr Häubchen auf dem Kopfe trägt, und eine Frau, die an einem Krebsgeschwür (Brustkrebs) zu Grunde gegangen ist.

Nachdem die nähere Besichtigung dieses unheimlichen Totentanzes zu Ende war, erhob meine freundliche Führerin, in der Mitte des Raumes stehend, die Lampe und sagte zu mir folgendes:

„Wenn man jetzt diese ringsum an der Wand stehenden Mumien aus der Ferne betrachtet, so könnte man glauben, es handle sich um Statuen. Von hier aus gesehen ist das Bild gar nicht so schrecklich und von Modergeruch ist nicht das geringste zu verspüren.“